

Perspektive der Hoffnung

„Die Hoffnung stirbt zuletzt!“

Unzählige Male habe ich Menschen diesen Satz sagen hören, seit die Coronapandemie mit all ihren Folgen lange Schatten auf das ganze Leben geworfen hat, hier und überall.

Darin klingt an: Wertvoll, ja eigentlich unverzichtbar ist die Hoffnung – und dringend nötige Kraftquelle für einen langen Atem. Die Hoffnung im Gepäck hilft, auch schwere Zeiten zu überstehen.

„Die Hoffnung stirbt zuletzt!“

Darin schwingt aber auch mit, wie verletzlich und gefährdet die Hoffnung ist. Sie mag „zuletzt“ sterben, aber aufhören, zu Grunde gehen – sagt der Satz – kann die Hoffnung durchaus.

Und tatsächlich gehört das zu den Erfahrungen unseres Lebens mit und jenseits von Corona: dass Hoffnungen enttäuscht werden und sich zerschlagen können. Dann, nicht wahr, käme alles darauf an, trotz allem nicht bitter zu werden, sondern andere, neue Quellen der Hoffnung zu erschließen.

Die Zeit des Frühlings kann dabei helfen: Blumen, blühende Bäume und nicht zuletzt das Konzert der Mitgeschöpfe erzählen ansteckend von der unbändigen Kraft neuen Lebens.

Auch Zeichen der Hoffnung, die wir zum Sprechen bringen, können der Hoffnung dienen – wie der Baum, den wir hier im Kurpark gepflanzt haben – jenes Martin Luther zugeschriebene Bekenntnis der Hoffnung im Ohr: „Wenn morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch einen Apfelbaum pflanzen ...“

Perspektive der Hoffnung

Nicht zuletzt bringen wir die Hoffnung zum Blühen, wenn wir sie nicht für uns behalten, sondern teilen und uns gegenseitig Hoffnung machen, so gut es geht und wo immer sich die Gelegenheit bietet. Damit die Hoffnung nicht sterben muss.

Und was erhoffen wir für die kommende Zeit mit und nach Corona ...? Dass wieder alles so wird, wie wir es gewohnt sind, weil wir dann gut damit leben können? Oder wird die Hoffnung eine andere sein, vielleicht eine ganz andere, die wir so noch nicht kennen? Neu, ungewohnt, anders, aber vielleicht doch lebenswert – oder vielleicht sogar noch lebenswerter?

Wär' das nicht auch ein Segen: wenn wir uns zur Aufgaben machen würden, uns gegenseitig zu Hoffnung zu verhelfen und auch so einander dienen ...?

Genau genommen schulden wir einander viel: die Achtung der unverfügbaren Würde eines jeden Menschen ... Solidarität besonders den Schwächsten gegenüber ... Mitgefühl ... aber auch Fehlerfreundlichkeit ... Respekt vor der Meinung und dem Glauben anderer ... und Wertschätzung dessen, was Mitmenschen zum Gemeinwohl beitragen, erst recht in Pandemiezeiten.

Nicht zuletzt schulden wir einander *die* Hoffnung, die in uns ist – wenn sie sich denn nicht in rein selbstbezogenen Wünschen erschöpft; und das kann auch bedeuten, stellvertretend für die zu hoffen, die augenblicklich hoffnungslos sind. Menschen, die für andere beten, tun das.

Perspektive der Hoffnung

Dabei ist alles, was die Hoffnung nähert, sie unter uns zum Blühen bringt, sie groß und weit macht, wertvoll. Der christliche Glaube gehört dazu.

Er hält daran fest:

Das Wichtigste im Leben verdanken wir nicht uns selbst.

Die Güte Gottes ist uns und der Welt sicher und gibt niemanden verloren.

Für die Hoffnung, dass der Weg gangbar und es am Ende gut wird, können und müssen wir nicht bürgen – sie gründet in Gott.

Denn an seinem Segen ist alles gelegen. Wir finden darunter Platz. Und uns allen ist zugesprochen: „Sei behütet auf deinen Wegen, sei behütet auch mitten in der Nacht. Durch Sonnentage, Stürme und durch Regen hält der Schöpfer über dir Wacht.“

Pfarrer Rolf Kruse, Dekan Gerhard Disch